Hebels Darstellung der Natur in den alemannischen Gedichten

Vorbemerkung der Redaktion

Es kommt gewiß selten vor, daß 4 Generationen einer Familie nacheinander literarisch-wissenschaftlich hervortreten. Manuel Presser ist der Urenkel des »Hegaudichters« Eduard Presser (1842-1911) von Riedheim. Der Großvater Karl-Friedrich Presser (1886-1955) war Fabrikdirektor und genialer Erfinder. Die Biographie des Vaters Dr. Helmut Presser, bis 1977 Direktor des Mainzer Gutenberg-Museums, findet sich in diesem Jahrbuch. Dr. Presser schrieb mir, daß sein Sohn Manuel (geboren 1960) aus Begeisterung für Johann-Peter Hebel als 19-jähriger eine Arbeit geschrieben habe, in der er Hebels Darstellung der Natur in den Alemannischen Gedichten untersucht hat. In dieser Abhandlung wird deutlich, daß Hebel auch uns heutigen Menschen viel zu sagen hat. Manuel Presser studiert Germanistik, Kunstgeschichte und Volkskunde.

In jedem Lebensalter war es die Natur, der Hebel einen großen Teil seiner Zeit widmete. Andeutungen in den Briefen und die Darstellung der Mutter in den Alemannischen Gedichten lassen uns vermuten, daß es Hebels Mutter war, die in ihm den Sinn für Blumen und Tiere weckte und ihn auf die Schönheit des Wiesentales, der Umgebung ihres Wohnortes Hausen, aufmerksam machte. So waren es nicht nur die »Zwetschgenbäume im Pfarrgarten« die den »Hans-Peter« interessierten, sondern auch der »Grasgarten am Teich, der so manche Kettenblumen für mich trug«, oder die Schmetterlingspuppen, die er sorgsam vergrub, um auf ihren »Ostertag« zu warten. – Daß auch dem Schüler und Gymnasiasten, der durch den Tod der Mutter 1773 Vollwaise wurde, die Liebe zur Natur erhalten blieb, beweisen zahlreiche Eintragungen in das Notizbuch des schon Jahre vor der Mutter verstorbenen Vaters, worin er seine auf Wanderungen und Ferienfahrten gemachten Beobachtungen niederlegte, die von einem klaren Wissen um die landschaftlichen Schönheiten des Oberlandes zeugen. Solche Wanderungen fanden ihre Fortsetzung in Ausflügen der Studienzeit und der Unterrichtsjahre am Lörracher Pädagogium. Hebels besondere Liebe galt in diesen Jahren seiner mehrere hundert Stücke umfassenden Pflanzensammlung: »Die Botanik«, so in einem Brief, »tut's einem an wie ein schönes Mädchen«.

Ihr Ende nahm diese Zeit mit der Berufung ans Karlsruher Gymnasium 1791, die zwar eine spätere Karriere verhieß, aber die Hoffnung auf eine »Landpfarrei und nach dem stillen Wohlsein, das ich dort träume« ebenso zunichte machte, wie die Möglichkeit ausgedehnter »Streifzüge« durch die geliebte Natur. – An das Leben in der planmäßig angelegten Beamtenstadt mit ihrer »Hundstagsluft« und der Umgebung einer »Sandwüste« konnte sich Hebel nur sehr langsam gewöhnen. Seine Heimat blieb das Oberland, zu dem er durch Besuche und einen regen Briefwechsel mit den dortigen Freunden eine gute Verbindung aufrecht erhielt. Die Briefe zeugen von einer Sehnsucht nach dem einfachen und natürlichen Landleben und von einer fast kindlichen Anhänglichkeit zur Heimat: »Da hab ich schon 25 Jahre gelebt, da bin ich daheim, da gehöre ich hin, da sollte und könnte ich vielleicht sein, und herumhüpfen von Blume zu Blume wie ein Heutöffel«. – Der Bezug zur Natur fehlt nie. Gerade sie bildete ja den sichtbaren Unterschied zwischen dem naturverleugnenden Karlsruhe und dem Oberland, »wo man doch auch Schnee sieht im Winter, und Blüten im Frühling, und wo es im Sommer donnert und blitzt als wenn der jüngste Tag im Anzug wäre«.

So dürfen wir als Hauptgründe für das Entstehen der Alemannischen Gedichte nicht nur Hebels Heimweh und seine menschliche wie wissenschaftliche Freude an der alemannischen Sprache anführen, sondern wir müssen in besonderem Maße Hebels Liebe zur Natur verantwortlich machen. Die Bestätigung findet sich in den Alemannischen Gedichten selbst: Nicht nur mengenmäßig dominiert hier das Thema Natur, sondern es sind auch die gelungensten Verse die, die Pflanzen, Tiere oder Gestirne zum Inhalt haben.

Infolge falscher Wertung des Hebel'schen Werkes durch ältere Literatur und der Kritiklosigkeit deren Leser hat sich der Name Hebel untrennbar mit dem Begriff des bloßen Volksschriftstellers, bestenfalls Volksdichters verbunden. Danach ließe sich eine volkstümliche Naturvorstellung Hebels annehmen: Natur, definiert durch eine Unterteilung in Mineral-, Tier- und Pflanzenreich. – Hebels Naturbegriff aber ist universeller. Erst die Gesamtheit der Dinge, vom kleinsten bis zum größten, mit den zwischen ihnen wirkenden Kräften, den Bewegungen und deren Gesetzmäßigkeit macht für ihn die Natur aus.

Um nun Elemente solch verschiedener Dimensionen, wie etwa eine Biene und einen Stern, nebeneinander zur Darstellung bringen zu können, braucht es eine zentrale Größenordnung, von der aus sich alles überschaubar gestaltet. Diese Funktion erfüllt in den Alemannischen Gedichten die Landschaft. Es liegt also nahe, zuerst ihrer Darstellung eine Untersuchung zu widmen und sich von dort dem Mikro- und dem Makrokosmos zuzuwenden.

Die Landschaft

Die geographische Begrenzung, die Hebel vornimmt, läßt erstaunen. Obwohl Hausen noch zwischen Schwarzwaldbergen liegt, beschränkt er sich im Wesentlichen auf die hügelige Region des unteren Wiesentales und bezieht als Fernblick auch das Markgräflerland mit ein. In seiner heiteren Art nennt er das Ganze: »Die große Suppeschüssel zwischen dem Vogesus, dem Jura und Schwarzwald«, und versteht es, auch im Leser der Alemannischen Gedichte das Gefühl für seine geographische Abgeschlossenheit zu er-

wecken. Die Mittel werden uns nicht beim ersten Lesen offenbar, sondern erschließen sich erst bei eingehender Beobachtung. So handelt es sich bei Bezeichnungen wie »Garte-Land« und »Paradies« um Gebiete, die nach unserer Vorstellung abgegrenzt sind. »Alles tönt« und »Alles wiederhallt« wirkt ebenfalls in diese Richtung. Von »Allem« kann nur bei eindeutigen Grenzen die Rede sein, und »Widerhall« ist in einem offenen Gebiet nicht möglich. Erfüllen diese Beispiele in ihrem Zusammenhang noch andere Aufgaben und kann man deswegen eine genannte Absicht Hebels in Frage stellen, so sind die ersten Zeilen von »Die Feldhüter« schon deutlicher. Die Differenzierung der Landschaft in »Hinte« und »Vorne« demonstriert ihre räumliche Abgeschlossenheit: »Hinte Wald und Berg bis an die duftige Wulke, vorne. . .«. Bei der hinteren Begrenzung handelt es sich offenbar um die Höhen des Schwarzwaldes. Wieder stellt sich die Frage, warum Hebel dieses Gebiet, dessen, eine Generation später, viel besungene Naturdenkmäler und landschaftliche Besonderheiten ihm doch durch zahlreiche Wanderungen bekannt sein mußten, ausklammert und es zum Gartenzaun seines »Gartenlandes« erniedrigt. Wir können sie nur aus dem Hintergrund einer Charaktereigenschaft beantworten, die er mit vielen seiner Landsleute teilt: Die Liebe zum Gemäßigten, Abneigung und Mißtrauen gegen das Besondere, das Außerordentliche. Ein Satz aus Adalbert Stifters Bekenntnis zur Dichtung mag auch für Hebel gelten: »Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide . . . das Schimmern der Gestirne halte ich für groß. Das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet . . . den feuerspeienden Berg . . . halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner. . .«. Weit verbreitete, kontinuierliche Erscheinungen werden hier den auffälligeren, aber örtlich und zeitlich begrenzten, wozu sich eben auch die Naturdenkmäler und landschaftlichen Besonderheiten des Schwarzwaldes rechnen, vorgezogen. – In den wenigen Gedichten, die das Gebiet des Schwarzwaldes streifen, ist deswegen auch von Wasserfällen, hohen Tannen und mächtigen Bergen nicht die Rede. Eine Darstellung erfolgt hauptsächlich durch eine Aufzählung fehlender Eigenschaften: »'s schlacht kei Uhr, me hört ke Guhl, es lütet ke Glocke«, man »findt ke Fußtritt«. Was positiv als Stille, Ruhe, Einsamkeit zu formulieren gewesen wäre, gewinnt so einen negativen Beigeschmack. Es sind »verdrießliche G'schäfte«, die den Wanderer in diese Abgeschiedenheit führen. Er verirrt sich, wünscht sich nach Hause, beginnt zu frieren, es »gruset« ihm; einen Betrunkenen läßt Hebel sogar abstürzen. Seine Gleichgültigkeit gegen diese Region teilt sich dem Leser mit. Dem Lob des Schwarzwalddörfchens Herischried folgt die Einschränkung »'s chunnt mer nit uf d' Gegnig a«.

Eine Ausnahme bildet der, an den Anfang der Sammlung gesetzte, Hexametergesang »Die Wiese«. In über 250 Versen wird das, als »Meidli« personifizierte, Flüsschen auf seinem Weg von der Quelle bis zur Vereinigung mit dem Rhein begleitet. Der Feldberg, der in einem anderen Gedicht die Wanderer verwirrte, ist nun das Quellgebiet der Wiese, die Wiege des »Meidli«. Die veränderte Funktion führt zu einer vollkommen anderen Gestaltung. Während dort der Satz »z'lezt chresmi (kraxele ich) hinten am Feldberg« nicht zuletzt wegen seiner Zischlaute und seiner hellen Vokale die Vorstellung eines spitzen Kletterberges hervorruft, wird hier vom »waldige Feldberg« gesprochen. Die alemannische Sprache, die beim Dativ eines Adjektives kein »n« bildet, kommt dem Dichter entgegen und verbindet beide Worte zu einer metrischen Einheit. Der Berg wirkt ebenmäßig und rund und für ein Kind ungefährlich. – Selbst auf die Gefahr hin, unalemannisch zu werden, vermeidet Hebel kantige Ausdrücke. »Im verschwiegene Schoos der Felse heimli gebohre« vermittelt die Behutsamkeit der gebährenden Erde und die Weihe des Vorganges, ist aber im Alemannischen eigentlich so nicht möglich.

Hebel zaubert vor uns eine Landschaft, der an Mannigfaltigkeit nur Homers Insel der Kalypso gleichkommt. Er überläßt es der Wiese, uns auf ihrem Weg in die Ebene an deren ungewohnte Fülle zu gewöhnen. Dreimal preist er diese in ähnlichem Wortlaut, jedesmal freudiger, wärmer, reicher an Bildern, zuerst in fünf, dann in zehn, bis wir in 25 Versen das ganze Gemälde dieser Landschaft vor uns haben. – Schon vier Zeilen des zweiten Passus scheinen kaum zu steigern:

Wo die liebligen Othem weiht, wie färbt si der Rase
grüner rechts und links, wie stöhn in chräftige Triebe
neui Chrüter do, wie schießen in prächtige G'stalte
Blumen an Blumen uf, und geli saftige Wide! (Weiden)

Unsere Überraschung über immer neue Seiten der Vegetation wird grammatisch noch verstärkt. Die inhaltlich abgeschlossene erste Zeile erfährt eine plötzliche Ergänzung in »grüner«, eine weitere mit »rechts und links«. Es folgen zwei parallelisierte Satzgruppen und dann, ebenso überraschend, der Schluß in Form einer dritten Parallelisierung zur sinntragenden Einheit des letzten Satzes. Mit seiner komplizierten Schachtelung wuchert der Satz über sein ursprüngliches Gefüge hinaus. Sein Aufbau entspricht damit in geschickter Weise seiner inhaltlichen Tendenz: Der Rasen, schon um 1800 Begriff für eine mit kurzem oder gekürztem Gras bewachsene Fläche, wird, von seinen Kräutern und Blumen überwuchert, zur »Wide«. Das Wort »wuchern« aber soll kein falsches Bild vermitteln. Keine der Pflanzen gewinnt die Oberhand und beeinträchtigt das Gedeihen der anderen. Sie sind in einem Nebeneinander und Miteinander gleichberechtigt.

Im Ausblick auf den üppigen Pflanzenwuchs heißt es in der »Wiese«: »Alles lebt und webt«. Welche Kraft in diesem Wort! Worauf die Wissenschaft sich erst nach 150 Jahren einigte, was die romantischen Naturphilosophen erdachten und ergrübelten, ist Hebel unmittelbare Empfindung: Auch das Sein der Pflanzen ist Leben. Er sieht noch mehr: Dieses wirkt Bewegung, die nach den klaren Gesetzen eines Webstuhles alles ineinandergreifen läßt. Er verzichtet deswegen darauf, künstliche Grenzen zu ziehen und Ein-

zelnes abgesondert von Allem zu betrachten. Wir lernen hierin eine Praxis kennen, die sich keineswegs nur auf die Flora bezieht, sondern Allgemeingültigkeit besitzt. An die Stelle des klar umrissenen »Gebüsch« oder »Hürst«, wie es im alemannischen heißt, tritt das »Grün« (chumm ins Grün), das in seiner unbestimmten Tiefe unsere Phantasie weit mehr anregt. Im gleichen Sinn vertreten weiche Umrisse abschätzbare Flächenmaße. So etwa: »In lange Reviere feisti Matte Stunde wiit«. Wir spüren das Grün der Wiesen in den Dunst der Ferne übergehen. Der gelegentliche Blick in die Ferne gehört zu den »Alemannischen Gedichten« wie der Sonntag zum Lauf der Woche. In gesteigerter Freudigkeit wird das Wesentliche wahrgenommen, sonst noch so liebe Nebensächlichkeiten bei Seite gelassen. Für ferne Schafherden und Wölkchen am Horizont ist kein Platz. Überhaupt ist es nicht die unbestimmbare Ferne, die interessiert, sondern immer noch der Lebensraum des Autors. – Der mir am treffendsten erscheinende Ausblick in die Ferne findet sich in gleichem Wortlaut in zwei Gedichten, obwohl Hebel sonst Wiederholungen wegen der fehlenden Ursprünglichkeit vermeidet. Er muß gespürt haben, daß der Versuch einer Neubildung nur zu einer schwächeren Variante dieses ausgereiften Satzes geführt hätte: »O, wie wechsle Berg und Tal, Land und Wasser überal«. Die Zusammenstellung von Berg und Tal, Land und Wasser hat die Leichtigkeit des Zufalles. Da scheinen vier oft verwendete, wenig aussagekräftige Begriffe ohne System aneinander gereiht. Und doch, jedes der beiden Begriffspaare trägt die ganze Palette des Sichtbaren so natürlich in sich, wie dazu kein weiteres in der Lage wäre. Obwohl durch eine Parallelisierung jedes Ding eigentlich zweimal erfaßt wird, als Teil von Berg und Tal sowie von Wasser und Land, gerät sie der Darstellung nicht zum Nachteil. Die Landschaft gewinnt durch diese Verdopplung eine erhöhte Dichte. Aber auch hier bedrängen sich die Dinge nicht. Worte wie »wechsle«, »schwanke« und »woge«, unterstützt vom kräftigen Rhythmus der Sätze, billigen ihnen, neben ihrer primären Aussage eine Bewegtheit zu, wie wir sie heute, in Gewohntheit photographisch festgehaltener Bilder, zu sehen verlernt haben. Diese Bewegtheit richtet sich nicht gegeneinander, sondern vereint alle miteinander zu einem großen Gleichklang.

Einige Beispiele der Landschaftsschilderung sollen uns verdeutlichen, wie sehr alles auf die Veranschaulichung dieses Gleichklanges hinausläuft. Da reden sinnliche Wahrnehmungen wie »Schleche-Duft« , Blüte »in tusigfältige Farbe«, Rauschen und Tönen »in freudige Wiise« vom Zusammenhang der Dinge, da vereinigten sich durch Reihungen und Parallelisierungen Einzelbeobachtungen zur abgeschlossenen Ganzheit: »Matte voll Chlee, und Saat und goldene Lewat.« Schließlich erfährt die inhaltliche Harmonie eine Verstärkung und notwendige Abrundung im ruhigen Gleichmaß der Verse und der klangvollen, gefälligen Sprache mit ihrer vokaltönenden Musikalität.

Die Pflanzen

Wenn Jakob Grimm nach einem Zusammentreffen mit Hebel seinem Bruder Wilhelm berichtet: »Er... spricht lieber im Einzelnen als im Ganzen«, so hat er damit einen Charakterzug Hebels angesprochen, der auch in den Alemannischen Gedichten spürbar wird. In der Tat ergibt sich ein Bild der Landschaft nicht nur aus der Schilderung ihrer großen Formen, sondern insbesondere aus der Summe der zahlreichen Einzelbeobachtungen aus Flora, Fauna und menschlichem Wirken.

Diese Beobachtungen aber sind keine Untersuchungen. Wer auf interessante Blütenformen oder seltsame Farbenspiele aufmerksam gemacht werden will, kommt hier nicht auf seine Kosten. Hebel sieht die Vegetation mit den Augen eines Landmannes, der auf einem Rundgang durch die Felder an wenigen Charakteristika den Wachstumszustand der Pflanzen erkennt und sich nicht länger aufhält, wenn er sich von der Gesundheit einer Pflanzenart überzeugt hat. So geht die Darstellung in der Regel über wenige Worte nicht hinaus. Etwa: »En Aehri schwankt«, »E Rebe rankt«. Es sind Verben gewählt, die wir mit Ähre und Rebe unmittelbar verbinden. Neben ihrer Bedeutung, die die Pflanze als elastisch und lebendig darstellt, garantiert schon ihre Anwendung deren Gesundheit. In die gleiche Richtung wirken Adjektive wie »würzig«, »saftig« und »frisch«.

Warum aber zeigt uns Hebel nur gesunde Bäume, Sträucher und Blüten? Warum gibt es keine morschen Bäume oder das kränkliche, hilflose Blümchen der Andersen'schen Märchen? – Der Grund ist zum einen Hebels gute Konstitution: Eine innere Ausgeglichenheit bei einem gesunden Körper. Sowie psychisch und physisch Kranke überall das Krankhafte aufspüren, findet er in allem das pulsierende Leben. Zum Anderen macht sich hier Hebels ländliche Erziehung bemerkbar, die an schwächlichen Gewächsen keinen Gefallen findet, weil sie den praktischen Wert der Pflanzen wesentlich höher einschätzte als den ästhetischen. Gemäß dieser Auffassung, die dem Leserkreis, den Hebel hauptsächlich ansprechen will, seinen Landsleuten, eigen ist, setzt er bei der Darstellung der Flora die Akzente: Reichtragende Fruchtbäume, Felder der verschiedenen Getreidearten und ergiebige Wiesenblumen. Seltene Pflanzen bringt er nie ins Bild, Waldblume nicht häufig und Zierblumen nur aufgrund ihrer dekorativen Wirkung als »Meye«. Trotz dieser Bevorzugung des praktischen Wertes der Pflanzen ist ihm die ästhetische Gestalt so wichtig, daß reizlose Nutzpflanzen wie Salat und andere Gemüse höchstens in der Beschreibung des regen Markttreibens Erwähnung finden.

Die Tiere

In der Antwort auf einen der vielen Briefe, die Hebel nach dem Erscheinen der Alemannischen Gedichte 1803 von der begeisterten Leserschaft erhielt, macht er die Bemerkung, daß er in der Reihe der bewunderten Gedichte das »Spinnlein« als sein »Lieblingsstücklein« vermißt habe. Diese Bemerkung Hebels legt seine Liebe zu kleinen, emsigen Tieren nahe, die wir in seinem gesamten Werk bestätigt finden. In den Alemannischen Gedichten treten größere Tiere neben Käfern, Bienen, Spinnen und kleinen Singvögeln in den Hintergrund und dienen oft nur der Illustration der üppigen Landschaft oder als Attribute eines Stimmungsbildes. Bedingt die Eigenart dieser Tiere nicht automatisch ihre Verwendung wie Iltis und Uhl für nächtliche oder breite Dosche (Kröten) für gespenstische Stimmung, so kann ihr Auftreten je nach der sprachlichen Gestaltung Verschiedenes bedeuten. »Schof und Geiße« klingt kühl und abweisend. Im Gedicht »Die Vergänglichkeit« weiden sie auf dem Grab des Aetti (Vater). Das Zusammenlaufen wulliger Häli (Schäfchen) und Hätteli (Zicklein) hingegen kann sehr gut Reiz und Lockung des jungen Flüsschens Wiese verdeutlichen. Kindersprache und Verkleinerungsform machen aus vielen Tieren liebenswerte, adrette »Tierli«, deren Lebensfreudigkeit durch Adjektive wie »busper«, »fleißig«, »frisch« und »flink« noch unterstrichen wird. Besonders die kleinen Tiere entfalten ein reges Leben: Ein Spatz »pöpperlet am Fenster«, »goldini Käfer schwirre« und die »Vögel halte Jude-Schul«, wirbeln in gesteigerter Daseinsfreude durcheinander. Der Beobachter kann seiner Überraschung und seinem Entzücken mit Ausrufen wie »Potz tausig« und »Nei lueg« (Nein sieh doch) luftmachen. Da die Tiere überall gerne gesehen werden, ist ihre Daseinsfreude auch durchaus berechtigt. Eine freundliche Einladung wie die Worte der Wiese: »Chömmet ihr ordlige Tierli, do hender, esset und trinket!« sind kein Einzelfall, und wenn auch z. B. den Vögeln im Winter mancher Engpaß entsteht, so entschädigt der Reichtum des Sommers: »Kei goth hungerig ins Bett, wo nit si Theil im Chröpfli het«, und vor den Schmetterlingen entfalten sich so viele Blumen, daß ihnen die Wahl weh tut. – Auf besonderes Wohlwollen stoßen die Tiere beim Menschen. Seine Freigiebigkeit hat ihnen alle Angst genommen, sie lassen sich gerne von ihm beobachten und belauschen, ja beginnen sich sogar für seine Angelegenheiten zu interessieren, haben ein offenes Ohr für das Liedlein des Lehrjungen und überlegen, wer er sei. Auf die Anrede eines Menschen hin kommt es zuweilen zu kleinen, scherzhaften Zwiegesprächen, worin sie sich mancher Neckerei zu erwehren haben.

Trotzdem ist Hebel ein durchaus realistischer Beobachter. Er hält die Tiere treffend bei ihren charakteristischen Tätigkeiten fest, unterlegt ihnen jedoch menschliche Absichten. Die nächtlichen Rufe des Möhnli (Maifröschchen) z. B. werden als Begrüßung des Mondes gedeutet, das Geklapper des Storches als Training seines Schnabels. Die Vermenschlichung der Tiere bringt auch eine Bedeutsamkeit menschlicher Zeiteinheiten mit sich. Die Bienen zwar »wüsse nit, aß's Sunntig isch«, die Vögel aber erkennen es daran, daß sie allein auf den Feldern sind und ziehen ihre »Sunntig-Röckli« an. Einige Episoden scheinen direkt aus dem menschlichen Erfahrungsbereich übertragen: Da ist zum Beispiel der Käfer, der zu spät nach Hause kommt und dem sein »Weibli« eine Szene macht, der Spatz, der sich scheiden lassen muß, weil er den Lebensunterhalt für seine Familie nicht mehr aufbringen kann und der Fink, der auf seiner laubigen Kanzel vor versammelten Blumen eine Predigt hält, bis die Bienen als die Orgel zu summen beginnen. – Daß es sich hier nicht um Fabeln handelt, zeigt das Fehlen der pädagogischen Absicht, wenn man nicht den Willen, das Tier dem Menschen näher zu bringen als eine solche bezeichnen will. Trotzdem zeigen sich Gemeinsamkeiten mit der Fabel: Ein Tier steht oft exemplarisch für eine ganze Gruppe (Singt's Thierli nit in Hurst und Nast), es gelangt nur für kurze Zeit ins Blickfeld und wird nie in seiner Entwicklung verfolgt.

Das Wetter

Wenn wir vom Wetter reden, so tun wir das meistens aus Verlegenheit oder aus Mangel an Gesprächsstoff. Wir sind der Natur viel zu weit entrückt, um seine Bedeutung für unsere Ernährung noch ermessen zu können. Der Landmann hingegen ist auf Sonne, Regen und Wind angewiesen, und die Fertigkeit, die Wetterlage richtig einzuschätzen und die entsprechenden Folgerungen zu ziehen, war noch bis zum Beginn der wissenschaftlichen Wettervorhersage kein Luxus, sondern zwingende Notwendigkeit.

Daß auch Hebel diese Fertigkeit in hohem Grade eigen ist, läßt sich mit verschiedenen Briefstellen und Abhandlungen belegen, wo er bis in die zartesten Nuancen der Wetterbildung eindringt. Mit diesem Wissen kann er recht souverän darangehen, das Wetter in den Alemannischen Gedichten zu gestalten. Die Genauigkeit wissenschaftlicher Beobachtung bleibt, die Sprache wird lockerer und reicher. So gibt es als Niederschlagsformen neben Schnee und Regen auch noch »Riesel« und allein zwei verschiedenen Hagelarten, deren einen, den »Hurnigel«, man sich aufgrund seiner lautmalerischen Konsonanten sehr gut vorstellen kann. Sogar der Regen selber wird modifiziert: »ne Sprützerli chunnt«, »'s tröpflet«, »'s regnet gar sölli«, »wie schüttet's «, »wie(s) mit Chüblen abe macht«. Den letzten Ausdruck verstehen wir zwar aus der Kenntnis der umgangssprachlichen Wendung »Es gießt wie mit Kübeln«, die grammatischen Zusammenhänge aber sind ein wenig schleierhaft und das Verb recht unpräzise. Hebel, der sonst jeden Sachverhalt begrifflich sehr genau faßt, hat hier sprachlich die Eigenart eines heftigen Regengusses wiedergegeben, Um-

risse zu verwischen und, wenn man ihm ausgesetzt ist, Verwirrung hervorzurufen. – Am meisterlichsten verwendet er seine Beobachtungen jedoch in der Beschreibung des Gewitters, dem er sogar ein eigenes Gedicht widmet. Vom Himmel heißt es hier: »in de Lüfte hangt e Meer voll Dunst und Wetter«. Gibt es für einen verhangenen Gewitterhimmel einen besseren Vergleich, als mit einem Meer, einer undurchdringlichen Wasserfläche? Auch wird man in keinem der unzähligen Lesebuchgewitter das willkürliche Treiben des vorauseilenden Windes treffender formuliert finden als in diesen Zeilen: »In große Wirble fliegt der Staub zum Himmel uf, mit Halm und Laub«. Fast noch erlebter wirkt eine andere Stelle, wo das Gewitter mit der Fülle seiner Erscheinungen in wenige Sätze verdichtet ist. Die Sätze sind einem jungen Mann in den Mund gelegt, der aus dem Fenster schauend, seinem Vetter von den Ereignissen im Freien berichtet. Seine Angst vor den kosmischen Bedrohungen wird durch seinen realistischen Bericht, worin keine Freude an der kraftvollen Schönheit des Gewitters mehr zu entdecken ist, und durch seine ängstlichen Ausrufe fast körperlich spürbar.

»Vetter Hans Jerg, 's dunnert ehnen am Rhi-Strom,
und es git e Wetter! I wott, es zög si vorüber.
's chunnt so schwarz – nei lueget, wie's blizt, und loset, wie's windet,
wie's im Chemi tost, und der Guhl uffem Chilche-Thurn gahret!
Helfis Gott! – 's chunnt alliwil nöcher und alliwil stärcher.
Ziehnt doch d'Läden a, der Glast möcht d'Auge verblende. . .«

Hebel macht für diese Angst nicht allein die physische Bedrohung des Menschen verantwortlich, sondern auch die Ungewißheit, was es für Mächte sind, die am Himmel miteinander in rücksichtslosem Kampfe liegen. Wiederholt scheint es in dieser Frage Klarheit zu geben: »Turnier der Sturm, solang er will«, »d' Sunne chämpft, sie laßt nit ab«, doch dann wieder bleiben die Urheber einer wilden Tat im Dunkeln: »lueg, wie mers (man es – das Wölkchen) usenander rupft, wie üser eis, wenns Wulle zupft«.

Natürlich bietet die dichterische Behandlung eines landwirtschaftlich intensiv genutzten Gebietes auch genug Anlaß, den Segen des Wetters hervorzuheben, und daß sich Hebel in seiner positiven Einschätzung der Natur kaum eine Gelegenheit entgehen läßt, den leichten Wind, den Tau oder den befruchtenden Regen zu loben, versteht sich von selbst. Die Frische der Ausdrücke wie »Silberstaub« und »Morgeduft« für den Frühtau oder humorvolle Vermenschlichung: »e lustige Nachtluft. . . exerziert mit de Halme« verraten die Freude, mit der er dabei ist.

Der Jahreslauf

In zahlreichen Zusammenstellungen von Naturgedichten wird allen Jahreszeiten in gleicher Weise Rechnung getragen, oft prägen sie die Gestalt der Sammlung. In den Alemannischen Gedichten hingegen tritt der Sommer zurück, er wird auf seine Bedeutung als Erntezeit eingeschränkt und findet gar im Herbst, der mit seiner Trauben- und Kartoffelernte nur einmal erwähnt ist, nur ein unbedeutendes Anhängsel. Dominierende Jahreszeit ist der Frühling. In weitaus den meisten Gedichten herrscht eine maienhafte Stimmung. Wenn trotz dieser Liebe Hebels zum maienhaft Lebendigen auch immer wieder der Winter, separat oder in andere Gedichte eingeflochten, auftaucht, so kann seine Darstellung keinen Selbstzweck haben, sondern muß mit dem Frühling in ganz bestimmter Weise verknüpft sein. Diese Verbindung gilt es zu untersuchen.

Zuerst einmal zeigt sich der Winter oder der typische Wintermonat, der Jenner als Mann von betont schlechten Eigenschaften personifiziert. Sein Eigenlob als geschickt, stark oder als beliebt, wobei er alle Erscheinungen am Himmel auf sich bezieht und darin ehrfürchtige Gesten erblickt »'s isch alles mir zur Ehre g'scheh«, sodann seine Schadenfreude, wenn der Förster auf der Jagt »gstablet«, steif wird vor Kälte, oder seine Herzlosigkeit gegenüber Armen lassen sich als Oberflächlichkeit zusammenfassen. Oberflächlichkeit ist in der Tat ein Begriff, der uns weiterhilft. Wenn der Jenner, wie es heißt, »chalt und roth. . . uf de Berge stoht«, so bedeutet das, daß er in seiner Distanz nur die vereiste, unbelebte Oberfläche der winterlichen Landschaft erkennen kann, ohne daß ihm die Lebendigkeit unsichtbarer Bereiche wie der Höhlen Winterschlaf haltender Tiere, des Erdreiches oder menschlicher Behausungen bewußt wird. Es erklärt sich daraus die hohe Einschätzung seiner eigenen Schöpfungen, die doch einer Lebendigkeit entbehren und erst durch Belebung anderer Kräfte lebendig wirken, wie der »flimmernde Schnee«, oder bloße Nachahmungen darstellen, wie die Eisblumen am Fenster. – Für den Bereich, worauf sich Hebel im Zeitraum des Winters konzentriert, das Sein unter der Erde, hat der Winter also gar keine Verantwortlichkeit, sein Treiben keinen Belang: »und schnei's so lang es schneie mag«. Hebel ordnet dieses Sein bereits dem Frühling zu; der Prozess der Umwandlung von der Frucht des Sommers zum »startbereiten« Lebewesen ist schon vollzogen: Für »meng Some-Chörnli«, wie für den fertig gebildeten Schmetterling ist der Winter nicht mehr als eine Zeit des Wartens auf das Öffnen der erstarrten Erdschichten. Diesen größten Zeitpunkt des Jahres feiert Hebel in einem, in zwei Fassungen vorliegenden, Gedicht mit dem Titel »Hephata, tue dich auf!«. Das aramäische Wort, das hier zum auslösenden Moment wird, ist das gleiche, mit dem laut Markus-Evangelium Jesus einen Taubstummen heilt. – Der Eintritt des Frühlings ist keinem Erwecken der Natur vom Tode gleichzusetzen, wie es oft von ahnungslosen Menschen gesehen wird, sondern dem Ende einer erzwungenen Stummheit, einem Durchbrechen der oberirdischen Taubheit für das Leben unter der Erde.

Die Gestirne

Nur durch eine Übersicht über alle Gedichte ist es möglich, Hebels Vielseitigkeit in der Beziehung zu den Gestirnen ganz zu erfassen, denn diese reicht von freundschaftlicher Vertrautheit bis zu respektvoller Distanz. So wachen die Sterne einmal über die nächtliche Ruhe der Menschen, ein anderes Mal läßt sie der Dichter »ins Morge-Licht tunken und drinn verlösche«, dann wieder erhebt er ihre Verträglichkeit zum Vorbild für die Menschen, oder er erkennt in ihrer stillen, doch steten Bewegung ein Bild allgemeiner Vergänglichkeit. In recht vielen Gedichten finden wir den Sternen, als den Kindern der Sonne, menschliche Züge und Aufgaben eingeräumt: Der Abendstern begleitet als Drei- bis Vierjähriger seine Mutter auf der »himmlische Land-Stroß«, größere Sterne sitzen und spinnen, und manchem »gattige (artigem) Sternli« wird zum Verdruß der Sonne vom Mond nachgestellt. Ebenso überraschend ist eine legendenhafte Darstellung: Ein Stern, mit Rosinen bewachsen, und mit Bächen, in denen Milch und Honig fließt, als der Aufenthaltsort von »Wienecht-Chindlis Esel«. Schließlich wird in einem Gedicht sogar dem Menschen selber ein jenseitiges Leben auf einem Stern verheißen: »und haltsch di gut, se chunnsch in so ne Stern, und's isch der wohl«.

Es stellt sich die Frage nach der Rechtfertigung solch verschiedener Darstellungsweisen. Zur Beantwortung regt ein Satz aus dem Schatzkästlein an: »Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte. . . und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buch«. Hier spricht nicht der Wissenschaftler, sondern der Dichter, für den *alles zum Symbol* und Gleichnis wird.

Wenn in Hebel bisweilen ein spezifisch christlicher Schriftsteller gesehen wird, so läßt sich das anhand der »Alemannischen Gedichte« nicht belegen, eher verneinen. Christliche Motive treten nur in einer legendenhaften Umbildung auf, wie sie die Mythologie auch schon in vorchristlicher Zeit kannte. So ist der Gottesbegriff nicht so absolut, wie ihn der christliche Glaube fordert: Wir finden zwar Ausrufe bedrängter Menschen, 'o helfis Gott', 'o b'hüetis Gott', auch wird Gott wiederholt als Schöpfer genannt, aber Hilfe erwartet man auch von der Sonne, räumt auch ihr eine große schöpferische Kraft ein. Die 'Alemannischen Gedichte' zeigen, daß Hebels Weltanschauung von seiner Sicht der Natur stärker geprägt ist, als von dem 'anerzogenen Glauben', dessen Wirksamkeit für ihn 'Gefangenschaft oder Vormundschaft' bedeutet, wie er in einem Brief klagt. Für ihn ist die Natur entgegen rein christlicher Vorstellung beseelt.

Pflanzen, Tiere und Gestirne, die zu seinem Lebensraum gehören, dienen ihm dazu, das auszusagen, was er sagen will. Oft genügt eine Andeutung dieser vertrauten Welt, um im Leser seiner Gedichte das lebendig werden zu lassen, was ihn bewegt.

Manuel Presser, Mainz

»Rückblick«

anläßlich des 10. Jubiläums-Treffen der Heimatforscher in Radolfzell am Mittwoch, dem 18. März 1981

Verschiedenartig sind die Impulse, die Laien dazu bewegen, sich dem Gebiet der Erforschung der Heimatgeschichte zu widmen. – Es gab einmal einen politisch motivierten Zwang, den Nachweis arischer Abstammung zu erbringen, was nur durch das Studium der Kirchenbücher auf den Pfarrämtern möglich war.

Mancher hat – angeregt und bedrängt von Verwandten – sich mit Namen und Geschlechtern seiner Sippe befaßt und in mühsamer Arbeit eine bebilderte Familien-Chronik – wie etwa diese – von Bankdirektor *Kupprion* – geschaffen. – Mir selbst hat vor Jahren der damalige Schulrat *Hättich* die Anregung, mich mit der Heimatgeschichte zu befassen, gegeben.

Neben der Vielzahl von Heimatliteratur, die von professionellen Historikern oder als Gemeinschafts-Leistung »Teamwork« in Form von Kreisbeschreibungen erschienen sind, ist es der mühseligen Kleinarbeit – oder wie es in Bezug auf Archäologen einmal heißt »der Arbeit der hartschädeligen, idealistischen Autodikakten« zu verdanken, daß scheinbare Randprobleme, z. B. die Geschichte von Brücken, Mühlen, Denkmälern und Vereinen usw. eines Ortes durchleuchtet werden.

Nun sieht sich der *Laie*, der sich diesem wertvollen und unerschöpflichen Stoffgebiet – wie es die Heimatgeschichte ist – mit Herz, Sinn und Freizeit verschreibt, oft Problemen und Schwierigkeiten gegenübergestellt, die er ohne fremde Hilfe kaum bewältigen kann. Er sieht die Gefahr der Unwissenschaftlichkeit oder des Erstickens in der Fülle des Stoffes. Dazu kommen Schwierigkeiten infolge mangelnder Kenntnis in histor. Daten und Begriffen; er stößt auf Begriffe wie Fidei-Commiß-mediatisiert-Widdumsgut usw. Wo findet er die Literatur, die ihm die Hilfsmittel für seine Arbeit in die Hand geben, in welchen Archiven sind die Urkunden, die er benötigt?

Aus der Idee, Laien-Heimatforschern Sicherheit, Selbstvertrauen und Mut zu geben ist dieser Kreis geboren worden.

Sieben Heimatfreunde trafen sich am 9. März 1977 zum erstenmal im »Sternenstüble« in Singen. Als ein besonderer Glücksfall ist es zu bezeichnen, daß sich als Leiter und Mentor Kreisarchivar *Dr. Franz Götz* freiwillig zur Verfügung gestellt hat. Allein im Jahre 1977 hat er 4 Schulungs-Nachmittage geleitet und mit großer Geduld und Aufgeschlossenheit viele Fragen beantwortet und über mittelalterl. Besitzverhältnisse,